

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1920)

Heft: 6

Artikel: Die Puschlaver im Ausland in älterer und neuerer Zeit bis zum Jahre 1893

Autor: Vasella, Johannes

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

— ERSCHIENT MITTE JEDEN MONATS. —

Die Puschlaver im Ausland in älterer und neuerer Zeit bis zum Jahre 1893.

Von Kanonikus Johannes Vasella, Chur.

Das Puschlavertal.

Das Puschlavertal wird gebildet von vier ungleichen, terrassenförmigen Talstufen, die gegen das Veltlin absteigen. Die erste Talstufe, durchschnittlich 2200 m ü. M., erstreckt sich 7 km weit, vom Lago Bianco auf dem Berninapass bis Grüm rechts vom Corno di Campascio und bis La Rösa links davon. Es ist ein ödes, unfruchtbares Gebiet, das dem Auge des Wanderers außer den wenigen zwerghaften Gewächsen und den vereinzelt, hier und dort verstreuten Lärchen nichts bietet als Gletscher, Seen, Felsen und Geröllhalden.

Die zweite Talstufe, von einer Höhe von ungefähr 1700 m ü. M. und einer Ausdehnung von ungefähr 3 km, umfaßt die beiden Talkessel von Cavaglia und La Rösa mit den entsprechenden Quertälern. Diese Talstufe gehört ebenfalls der Alpenregion an. Die Berghänge sind mit prächtigen Lärchen, Tannen und wetterharten Arven geschmückt. Die Wiesen bringen saftiges Gras hervor, aber etwas anderes gedeiht hier nicht.

Die dritte Talstufe, durchschnittlich 1000 m ü. M. gelegen und 8 km lang, beginnt bei Pedemonte und zieht sich bis Meschino hin, das am Südufer des 21½ km langen Puschlaversees liegt. Dieser Talabschnitt umfaßt die Orte S. Carlo, Poschiavo,

Cologna, St. Antonio, Prada, Pagnoncini und Le Prese. Er ist ziemlich fruchtbar, da er der Sonne genügend ausgesetzt und dem Nordwinde wenig zugänglich ist. In den Obstgärten reifen Kirschen, Zwetschgen, Äpfel, Birnen, da und dort auch Nüsse und Aprikosen. Die erste Heuernte fällt in den Juni, die zweite, der Emdet, in den August. Die Äcker werden mit Weizen, Roggen, Gerste, Buchweizen, Leinen und Hanf bepflanzt. An den Berghängen wechseln Lärchen und Tannen ab mit Ahorn, Esche, Birke, Erle und Pappel; auch Ulmen und Linden fehlen nicht, gänzlich jedoch die Eichen. Die vielen Maiensäße, die bis zu einer Höhe von 1500 m ü. M. emporsteigen, verleihen der Landschaft ein eigentümliches Gepräge. Hier oben verbringen die Bauersleute in gut eingerichteten und ansprechenden Holzbauten die Zeit vom April bis Juli und vom Oktober bis Dezember, während welcher sie ihr Vieh sowie ihre Wiesen und Äcker besorgen.

Die vierte Talstufe, von einer Höhe von ungefähr 700 m ü. M. und einer Ausdehnung von 4 km, steigt von Meschino bis Campocologno hinunter und bildet die Gemeinde von Brusio. Hier gedeihen die Kastanie, der Pfirsich, die Feige, die Traube, der Tabak, der Mais und der Maulbeerbaum. Das milde Klima, die üppige Vegetation und das nahe Grenzzollamt sagen uns, daß wir an Italiens Pforten stehen.

Die Berninabahn durchläuft das ganze Tal, vom Hospiz bis Campocologno, in kaum zwei Stunden, und der Reisende kann auf seiner kurzen, bequemen Fahrt im Eisenbahnwagen jene abwechslungsreiche Flora, wie sie vom hohen Norden bis zu den Küsten des Mittelmeeres zu finden ist, an seinen Augen vorbeigleiten sehen.

Bei einer Ausdehnung von 22 km hat das Puschlavertal eine Oberfläche von 240 km² und zählt 5000 Einwohner, wovon 3700 der Gemeinde Poschiavo und 1300 der Gemeinde Brusio angehören. Die Einwohnerzahl beträgt durchschnittlich 21 auf den Quadratkilometer. Die verhältnismäßig geringe Dichtigkeit der Bevölkerung erklärt sich daraus, daß 30% der Gesamtoberfläche unproduktives Gebiet, d. h. Gletscher, Felsen, Geröllhalden, Flußläufe, Straßen und Gebäude darstellen, während 25% davon, etwa 60 km², Weiden und Wälder ausmachen. Das anbaufähige Land, das Alpen-, Maiensäß-, das Acker-, Wies-

und Gartenland, beschränkt sich auf 45 % der Gesamtoberfläche, d. i. zirka 108 km². Das produktive Land in der Talsohle beträgt bloß 10 km². Zählt man zur Talfläche nur das anbaufähige Land, 10 km² in der Talsohle und 25 km² auf den Maiensäben oder im ganzen 35 km², so treffen auf einen Kilometer 143 Einwohner, d. h. eine Familie von fünf Gliedern besäße durchschnittlich 7000 m² produktives Land. Dieses Stück Land ist jedoch viel zu klein, und zudem nicht fruchtbar genug, um einer Familie auf ein Jahr hindurch Brot und Verdienst zu gewähren und da die heimatliche Scholle die wachsende Bevölkerung nicht zu ernähren vermag, so muß ein Teil davon notgedrungen Brot und Unterhalt anderswo suchen; er muß auswandern.¹

So hat die allweise Vorsehung in den Gebirgstälern die Dinge gefügt. Wie sie die hohen Gebirgshäupter mit unvergänglichen *Gletscherkronen geschmückt hat, damit aus diesen ungeheuren Wasserspeichern während der heißen Sommerzeit die munter hüpfenden Bergbäche zu Tale rieseln und die ausgetrockneten Äcker und Felder des Talgrundes begießen und befruchten, so erzieht sie in den Alpentälern einen gesunden, kräftigen und arbeitsamen Menschengeschlag und läßt diesen immer wieder in das Tiefland hinunterziehen, um dort die von dem üppigen und leichten Leben allzusehr verweichlichten und geschwächten Geschlechter zu erneuern. Das Werkzeug, dessen sich die unsichtbare Hand der Vorsehung bedient, um das Gebirgsvolk in die Tiefe hinunter zu treiben, ist das Gespenst des Hungers. Der Gebirgsbewohner liegt in beständigem Kampf mit den wilden Kräften der Natur; er kämpft gegen die häufigen Überschwemmungen, gegen das ungestüme Toben der Wildbäche, gegen die grimmige Kälte der Gebirgsregionen und gegen die Gefahr der stürzenden Lawinen. Die rauhe, mühsame Beschäftigung zu Berg und Tal, der Aufenthalt in der freien, reinen Alpenluft, die karge, einfache Kost, das alles verleiht dem Gebirgsbewohner Gesundheit und Kraft. Der Kindernachwuchs ist bei ihm ein starker, der Ertrag des Landes jedoch bleibt immer der gleiche. Der Familienvater, der nur ein kleines Grundstück anzubauen hat, kann arbeiten, sparen, sich abmühen

¹ Obige Zahlen stützen sich auf Mitteilungen des kant. Bauamtes.

so viel er will, das gefürchtete Gespenst des Hungers klopft doch bald an seine Türe.

In demselben Verhältnisse wie der Familienbestand und der Appetit zunehmen, wächst auch die quälende Sorge für den Vater, der sich Tag und Nacht vor die bange Frage gestellt sieht: „Wie wirst du deine Familie weiterhin ernähren und deinen Kindern eine gesicherte Zukunft schaffen?“ Schließlich muß er, gern oder ungern, seine Söhne in die Fremde ziehen lassen. — Wie die Jungen allmählich heranwachsen und sich selber Rechenschaft zu geben beginnen, begreifen sie selber ebenso gut, daß sie mit den 7000 m² Land, die unter drei oder sogar fünf Erben verteilt werden müssen, sich keine gesicherte Lebensstellung schaffen können, und aus eigener Einsicht kommen sie dann zum Schlusse: Wir müssen fort. — Und sie ziehen fort in die Fremde.

I. Die Auswanderung in der älteren Zeit.

1. Nach Venedig.

„Mich hungert“, sprach eines Tages ein junger Irländer zu seinem Vater. — „Da nimm dir diese zwei Schillinge“, warf der Alte unwillig hin, „und nun pack dich fort, ich habe genug geschwitzt für dich!“

Auf oder ab das Gleiche ereignete sich zu Urgroßvaterszeiten in unserem Tale. Den erwachsenen Söhnen, die ihre gierigen Blicke auf die karg gedeckte Tafel schweifen und sich in Klagen ergehen ließen, daß das karge Gericht nicht der Anzahl der hungrigen Mäuler entspreche, antwortete dann der mit Kindern reich gesegnete Vater: „Ich habe für euch genug geschwitzt, geht und verdient euch selber das Brot!“ Und die Söhne gingen. —

Welches Handwerk mochten sie wohl ergreifen? Mancher zog nach Venedig hinab, wie es damals in den Drei Bünden Sitte war, um sich dort als Lastträger auf den Hafenplätzen seinen Unterhalt zu verdienen. Fest und stämmig von Natur aus, wurden es die Söhne der Berge dort drunten noch mehr durch die harte Arbeit ihrer Glieder. Ihre Fäuste waren ge-

fürchtet; davon zeugt der Spruch, der bei den Venezianern in Gebrauch war:

Gott bewahre dich vor Blitz und Donner
Und vor den Fäusten der Bündner!¹

Das rauhe Handwerk, das sie übten, bestimmte sie nur zu leicht, ihr Recht mit Fäusten geltend zu machen, wenn sie es durch bloße Worte nicht vermochten.

Die meisten Puschlaver jedoch zogen in das Reich der Serenissima als Zuckerbäcker und Likörfabrikanten. Bergamo, Brescia, Padua, Treviso und die bedeutenderen Flecken gewährten Hunderten von Bündnern, hauptsächlich Puschlavern und Engadinern Unterkommen und Unterhalt. Die uralte Freundschaft, die zwischen Venedig und den Drei Bünden bestand, begünstigte übrigens die Auswanderung. Die Söldnertruppen, welche die Bündner immer um des lieben Goldes willen den Venezianern stellten, trugen zu ihrem Aufkommen viel bei; ihre Garnisonsplätze waren für unsere Handeltreibenden wichtige Stütz- und Sammelpunkte.

Im Jahre 1764 sagte Venedig dem Bündnis mit den Bündnern ab, und 1766 brach zwischen der grollenden Serenissima und den Drei Bünden offene Feindschaft aus. Der Senat von Venedig erklärte mit dem 31. Dezember 1766 alle Vorrechte, die den Bündnern sowohl in der Stadt als auf dem Landgebiete bis anhin gewährt worden waren, für aufgehoben. Er verbot ihnen jeden Handel und verordnete, daß ihre Geschäfte geschlossen und ihre Namen aus der Liste der Gewerbetreibenden gestrichen werden sollten. Um eine so gehässige Maßregel zu rechtfertigen, führte der Senat als Grund an, daß „die Bündner, die ihren Wohnsitz im Bereiche der Republik aufgeschlagen hatten, nichts anderes trieben, als Geld anhäufen, um dieses dann in ihre unfruchtbaren und unwirtlichen Berge fortzuschaffen und so den venezianischen Staat auszusaugen.“ Diese harte Verordnung wurde schon vor dem 31. Dezember 1766 ausgeführt, so daß die Bündner unter großen Verlusten in fluchtähnlicher Eile ihrer Geschäfte und ihrer Ware los werden

¹ Dio ti guardi dai lampi e dai tuoni
E dai pugni dei Grigioni.

mußten. Die meisten der Bedauernswerten kehrten traurig in ihre heimatlichen Berge zurück, die übrigen setzten sich anderswo fest.²

2. Das Reislaufen.

Nicht alle Söhne Puschlavs, welche die Not und die Abenteuerlust aus dem Tale getrieben, verlegten sich auf den Handel; viele traten als Söldner in die Regimenter ein, welche die Drei Bünde für die mit ihnen verbündeten Mächte und besonders für Venedig gebildet hatten.

Das fröhliche und sorgenlose Treiben im Felde, die stete Hoffnung auf Beute, sowie die ihnen angeborne Rauflust bestimmten sie, diese Laufbahn zu beschreiten, konnten sie doch auf diese Art ihr Dasein leicht und sicher fristen.

Mit den übrigen Bündnern jenseits der Alpen traten die Puschlaver aber auch in die Schweizerregimenter ein. Die ebenso kriegstüchtigen wie beutegierigen Schweizersöldner waren gleichzeitig die Stütze und die Verzweiflung der damaligen Fürsten. Nach den großen Siegen über Burgund und Schwaben hatte die Tapferkeit der Schweizer den Ruhmesgipfel erklommen; Italien, Frankreich, Spanien und Holland wetteiferten in der Anwerbung von Schweizersöldnern. — Guicciardini sagt sogar im Anschluß an die Erzählung der Schlacht bei Novara, daß die Schweizer als die ersten Fußtruppen der Welt galten.

Zu ihrer hohen militärischen Tüchtigkeit gesellte sich ihre nicht geringere Beutegier. Im Dienste der ehrgeizigen Gelüste italienischer Fürsten plünderten und raubten sie in Italien, so daß Ariost sich berechtigt und sogar verpflichtet fühlte, einen Pfeil gegen sie zu schleudern in folgenden Versen:

„Treibt, Schweizer, dich die Furcht vorm Hungertode
Aus deinen Löchern in die Lombardei;
Gehst du in unserm schönen Land nach Brote,
Suchst du den Tod, der dein Erlöser sei:

² Planta P. C., Geschichte von Graubünden (1913) S. 315 f. — Vgl. auch Jegerlehner J., Die polit. Beziehungen Venedigs zu den drei Bünden, vornehmlich im 18. Jahrh., mit einer Namenliste der 172 aus Venedig vertriebenen Bündner Meister (Jahrb. d. Schweizer Geschichte 1898).

Der Türk' ist nah mit seinen Schätzen: Rott'
 Ihn aus, mach' Griechenland zum mind'sten frei!
 So kannst du vor dem Hunger dich bewahren,
 Wo nicht, mit größ'rem Ruhm gen Himmel fahren.“³

Das Reislafen erreichte in unserm Lande seine höchste Entfaltung in den Jahren 1650—1750. In den Sommermonaten fanden sich nicht selten fünf bis zehn beurlaubte Offiziere und Unteroffiziere in der Kirche von Poschiavo zusammen. In fremdländischen Söldnerdiensten und aus den daraus erfolgenden Pensionen bereicherten sich die Mengotti, Margaritta, Massella, Gaudenzi, Lossio, Ab-Acqua, Costa, Menghini und andere. In der Kirche von S. Antonio befindet sich heute noch ein Missale und ein Meßgewand, das Geschenk eines gewissen Beti, eines ehemaligen Offiziers in Neapel.

Unter jenen, welche der Zeitfolge nach zuletzt Söldnerdienste leisteten, müssen gezählt werden: ein Menghini, Bruder der Gründerin des gleichnamigen Instituts, Thomas Giuliani, Hauptmann in Diensten Hollands, welcher 1836 Mitglied der Regierung Graubündens wurde, und Josef Zanolì, ehemaliger Feldweibel in Holland. Dieser letztere verbrachte in stiller Muße seinen Lebensabend in Poschiavo, indem er sich mit der ihm gewährten bescheidenen Pension durchschlug.

In dieser Zeit kam die Sucht nach Wappen und Adelsabzeichen auf, welche früher unserem Tale unbekannt war. Die Offiziere lernten an den Höfen, wo sie dienten, den Wappen, vor denen so manches Haupt sich ehrfurchtsvoll beugte, viel Gewicht beilegen; einmal in ihre heimatlichen Berge zurückgekehrt, waren sie nur darauf bedacht, ihre Person und ihre Familie mit dem Glorienschein eines „blasonierten“ Adels zu umgeben. Daher die verschwenderische Menge von Wappen über den Türen ihrer oft nichts weniger als vornehmen Wohnhäuser, an den Altären, die sie auf eigene Kosten errichten ließen, auf den Kirchengesamten, die sie ihrer Heimatkirche verehrten.

Viele der heute noch existierenden Wappen sind mit der Lilie geschmückt, was zur Annahme berechtigt, daß diese Wappen von Frankreich herkommen; zweifellos kam von Frankreich das Wappen der Gaudenzi, da diese Familie dort das

³-Rasender Roland, 17. Gesang, 77. Strophe.

Adelsdiplom erhalten hatte. Eines näheren Studiums würdig ist das Wappen der Massella mit seinem Mohrenkopf; ein Zweig dieser Familie lebt heute noch im Tirol. Ob dieses Wappen wohl aus dem Zeitalter der Kreuzzüge her stammt? Wahrscheinlich ist, daß es von einem Abkömmling dieser Familie herrührt, der im Solde von Venedig oder Spanien in der Barberei gekämpft hat.

Zahlreiche alte Wappen sind heutigentags noch vorhanden; aber wie viele geben auf die Frage des Forschers keine oder nur eine dunkle Antwort!

Das Reislaufen brachte den rauhen Bergsöhnen allmählich die feineren Sitten und Umgangsformen der Städte bei und hob das intellektuelle Niveau unseres Volkes. Es trug auch dazu bei, das Interesse für die Politik zu wecken und ließ bei unsern sonst so einfachen Amtspersonen jenen prunkhaften Apparat von Trachten, von Bräuchen und Vornehmthuerei im Verkehr aufkommen, der in den letzten zwei Jahrhunderten das öffentliche Auftreten auch der Puschlaver Behörden mit einem so hervorstechenden und feierlichen Gepränge umgab.

Die Mitglieder der Puschlaver Gerichtsbehörde erschienen damals zu den Gerichtssitzungen in langem Mantel, den Degen an der Seite, und jeder bewahrte im Gerichtssaal seinen eigenen Silberbecher auf; auf dem Degengefaß und auf dem Becher war das Familienwappen eingemeißelt. Der Becher war dazu nicht etwa ein überflüssiges Gerät, man machte davon einen häufigen Gebrauch. In den Prozeßakten liest man oft: „Der Angeklagte wird entlassen, und man steigt zur Schenkstube hinab zu einem Imbiß.“ Der Becher versah alsdann getreulich seinen Dienst. Der Wein war in jenen glücklichen Zeiten so wohlfeil! 6 Blutzger oder 15 Rappen die Maß!

Mit der Zeit hörte auch das Reislaufen ganz auf. Als die französische Revolution Europas Throne umstürzte, fegte sie auch deren Verteidiger hinweg. Das Söldnerhandwerk, das bei uns beinahe außer Mode war, nahm im Jahre 1848 sein Ende, als die neue Bundesverfassung den Abschluß neuer Militärkapitulationen verbot. Der holländische Dienst hatte übrigens schon 1828, der französische 1830 aufgehört. Die Kapitulation mit Neapel war 1829 auf 30 Jahre abgeschlossen worden und wurde auch nach 1848 noch geduldet, um die Söldner durch

einen Vertragsbruch ihres Anspruches auf eine Pension nicht zu berauben.

3. Die Schuhflicker.

Nicht alle jene Puschlaver Auswanderer, die, wie bereits erwähnt, nach Venedig hinabzogen, suchten sich Brot und Erwerb als Zuckerbäcker und Likörfabrikanten; viele zogen nach Venetien hinab, um das Leder zu klopfen und den Zwirn zu drehen, kurz, um das Schusterhandwerk auszuüben.

Während das Reislaufen mehr und mehr in Abgang kam, nahm dieser Erwerbszweig einen immer größeren Aufschwung, und öfters kam es vor, daß die Hand, die zuvor den Degen geführt, hernach die Ahle handhaben lernte. Beim Herannahen der kalten Jahreszeit zogen die Puschlaver scharenweise in die fruchtbaren Ebenen von Venetien und der Lombardei und besonders in jene von Brescia und Cremona, um dort Sankt Crispins Handwerk zu treiben.

Die vielen, ja zahllosen Äcker und Äckerlein im Tale und an den Berghängen genügten nicht mehr zur Ernährung so zahlreicher Bevölkerung; das bleiche und hagere Gespenst des Hungers pochte an die Türen unserer Ahnen. Deshalb verlegten diese im Winter ihren Wohnsitz in fruchtbarere Länderstriche, wo es ihnen nicht so schwer fiel, den Hunger aus ihrem Leibe zu bannen. Die Zurückbleibenden vergossen am Tage der Trennung keine heißen Tränen; das Fernbleiben jener dauerte nicht lange, und dann waren sie ja der so gefürchteten Tafelkonkurrenten für einmal wieder los! — Der Vater nahm das Opfer der Trennung gerne auf sich, wenn er nur das harte Los seiner Lieben während des grimmigen Winters dadurch mildern konnte.

Ihre Werkzeuge auf den Schultern, wanderten diese Handwerksleute nun von Dorf zu Dorf, pochten, Arbeit suchend, an diese und jene Türe; hier setzten sie „zoccoli“ wieder instand, dort flickten sie Schuhe. Als Lohn für diese Arbeiten empfangen sie ihre tägliche Ration Polenta, die Erlaubnis, in Heuställen zu übernachten und einige wenige Lire, wenn sie sich nicht mit Naturerzeugnissen, wie Flachs, Getreide, Kastanien und ähnlichem begnügten. So brachten sie den Winter durch, bis mildere Tage ihnen die Wiederkunft des Lenzes ankündigten. Alsdann

kehrten sie zur Wiederaufnahme der Feldarbeiten in ihr Tal zurück mit den wenigen, mühsam erübrigten Spargroschen, denen sie um so unzertrennlicher anhingen.

Die Arbeitsamsten und Haushälterischesten brachten durchschnittlich eine Goldsovräne heim, gleich 95 alten Lire oder 34.20 Franken heutigen Geldes.

In den Schoß ihrer Familien zurückgekehrt, gaben sich die so armseligen Schuhflicker von Brescia und Cremona in den Wirschaften und auf den öffentlichen Plätzen Poschiavos als gewichtige Persönlichkeiten aus, dadurch daß sie den Einfältigen allerlei abenteuerliche und bunte Erlebnisse zu schlucken gaben und ihre mühsam ersparten Moneten reichlich klingen ließen. Doch es sagt der Dichter:

Das ist für mich die größte aller Qualen,

Wenn ich dem Wirt die Schuld nicht kann bezahlen.⁴

Und so kam es, daß Familien, welche den Winter hindurch diesem mühseligen und wenig ehrenvollen Erwerb nachgehen mußten, ihre aus Italien heimgebrachten Ersparnisse dann hier um so sicherer dem Krämer oder Wirte in die Hände spielten; so war der Stolz der Goldsovräne bald verbraucht.

Manche brachten wohl auch anstatt des Geldes etwas Getreide und die für die Buben unerläßlichen gedörrten Kastanien heim; andere kamen freilich auch leer zurück; sie überließen ihre sauer verdienten Ersparnisse den Cremoneser Wirten oder den Briganten des Tales von Belviso.

Welchen Einfluß mochte diese Auswanderung wohl auf das Puschlavertal ausüben? Wohlstand und Wohlhabenheit brachte sie der Bevölkerung kaum, abgerechnet jene Glückskinder, die dank einer günstigen Familienverbindung die Erbschaft einer Cremoneserin oder Brescianerin heimbrachten. Zahlreiche der ausgewanderten Puschlaver setzten sich in Italien fest, gründeten einen eigenen Hausstand und vergaßen ihre heimatlichen Berge bald. Aus diesem Grunde trifft man hauptsächlich im Brescianergebiet heute noch so häufig die Geschlechtsnamen von Puschlavern an, wie die der Beti, Chiaf, Cortesi, Dorizzi, Lanfranchi, Menghini, Pescio, Rada, Tosio und andere.

⁴ Non conosco maggior penitenza

Che di mangiar e di viver a credenza.

Für die Hebung des sittlichen und intellektuellen Niveaus des Puschlavervolkes war die Auswanderung der Schuhflicker noch bedeutungsloser. Und wie hätten in der Tat einfache Schuhflicker, die oft genötigt waren, in Ställen zu nächtigen und ihr Dasein aus dem Bettel zu fristen, Gelegenheit finden können, ihre Bildung auf eine höhere Stufe zu bringen? Mut und Unternehmungslust stehen in engem Verhältnis zum Geldsack; wie hätte nun jenes arme Volk mit leeren Taschen große oder schwierige Unternehmungen gewagt? Nichtstun und Verachtung, denen die armen Schuhflicker oft aufgesetzt waren, ließen ihnen leicht den Mut verlieren und entzogen ihnen jene Tatkraft und Entschlossenheit, welche solche Unternehmen erheischen.

Eine größere Rückwirkung jedoch hatte diese Auswanderung auf die Sprache des Puschlavertales, die sich mit lombardischen Wörtern und Ausdrücken bereicherte. Um unter sich zu verkehren, ohne Gefahr zu laufen, von den Lombarden verstanden zu werden, erfanden die Puschlaver einen neuen Jargon, gebildet teils aus veralteten Redensarten, teils mit Hilfe fremdsprachiger oder konventioneller Wörter. Gerade die Auswanderung dieser Zeit brachte die Wörter auf, wie „il scirell“ (der Wein), „il frost“ (Brot), „la guarnéra“ (Fleisch), „li traüsi“ (Hosenträger), „il closc“ (Vater), „dobar“ (gut) und ähnliche.

Manchmal weckte die Gier nach der klingenden Münze in unseren Schuhflickern ein schönes Stück ihres Erfindungsgeistes, der zumeist verborgen in ihnen schlummerte und bei ihrem harten, entbehrungsvollen Wanderleben nur gelegentlich zum Ausbruch kommen konnte. Dann aber waren es Foppereien, glänzende Einfälle und gewürzte Witzeleien. Mit Hilfe ihres Jargons und oft auch einer gewissen Scharlatanerie verstanden sie es, den gutmütigen Lombarden anzuführen. Wer wüßte nicht beispielsweise vom ehemaligen Dorfweibel, dem alten Tosio, der die Marktplätze von Brescia und Umgebung besuchte und verdorrte Räben — ein in jenem Lande unbekannter Marktartikel — als Spezialmittel gegen Zahnweh feilbot? Als der Wunderdoktor unter den durch seine marktschreierische Beredsamkeit angelockten Kunden einige Landsleute entdeckte und er zu befürchten hatte, daß sie ihm mit ihrer Räbenkenntnis sein blühendes Geschäft verpfuschten, schrie er:

Pássuli par i dent!
 V'altri sciosk ca capiré
 Farév mosc e tasarév:
 Pássuli par i dent!
 Ca pö slippamm alla Carréra.
 E smorfiram frost e guarnéra.
 Pássuli par i dent!⁵

Es ist schwer zu sagen, ob jene geheimnisvollen, dunklen, mit Emphase ausgesprochenen Worte den leichtgläubigen Kunden nicht noch zugkräftiger und wirkungsvoller vorkamen als das Apothekerlatein, und ob sie dem als kostbar angepriesenen Mittel nicht noch einen größeren Ruf verschafften. Sicher besaßen jene Sprüche die wichtigere und wesentlichere Zauberkraft, die Räben in klingende Münze umzuwandeln. Nach einem andern Bericht hätte der gleiche Schuhflicker ausgerufen:

Pássuli par al mal da dent
 E rasa da viezz par unguent!
 E voi altri sciubaretti che m'intendete
 Farete il mosc e tacerete.
 Ca pö giaramm alla Carréra
 E stappiram frost e guarnéra.⁶

„Sciubar“ oder „sciubaretti“ war der Spitzname, den die Puschlaver den Schuhflickern von Brescia gaben. Das „ins Leder steigen“ (andar in bulgia), wie man damals das Hinunterziehen der Schuhflicker nach Italien nannte, hörte gegen 1860 auf.

⁵ Die deutsche Übertragung des für den Lombarden unverständlichen Jargons würde ungefähr lauten:

Räben für die Zähne!
 Ihr Flicker dort, die ihr's versteht,
 Seid still und lasset das Gered!
 Räben für die Zähne!
 Laßt zur Carréra uns einkehren
 Und Fleisch und Brot uns dann verzehren!
 Räben für die Zähne!

⁶ Räben gegen Zahnweh
 Und Fichtenharz als Salbe!
 Und ihr Flicker, die mich versteht,
 Seid still und schweiget.
 Dann gehen wir zur Carréra
 Und schmausen Fleisch und Brot.

II. Die Auswanderung der neueren Zeit.

An Stelle der oben erwähnten Auswanderung, die das Land so ziemlich bei den bisherigen Verhältnissen beließ, trat mit der Zeit eine andere Art von Auswanderung, die das Heranbrechen jenes glücklichen Zeitalters der Prosperität und des Wohlstandes kennzeichnet, den so manche sehnlichst herbeiwünschten. Es sei hier festgestellt, daß das Verdienst der Initiative zu dieser wohlerwogenen Art von Auswanderung dem reformierten Teile zukommt. Gegen die Wende des verflossenen Jahrhunderts sieht man die Reformierten Puschlavs sich fast gleichzeitig in Frankreich, Spanien, Polen, Deutschland, Dänemark, Österreich und Italien festsetzen.

Betrachtet man die sonderbare Erscheinung näher, wie ein kleines Volk kühn nach allen Himmelsrichtungen Europas vordringt, um sein Glück zu suchen, so entsteht von selbst die Frage: Was trieb so viele junge Leute an, der Heimat, die dem Menschen wegen so mannigfachen Erinnerungen und Erlebnissen lieb und teuer ist, Lebewohl zu sagen?

Ohne Zweifel war die Not die mächtigste Triebfeder zu dieser Auswanderung. Das Hereinfluten der fremden Heere, die furchtbaren Überschwemmungen zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts hatten das Puschlavervolk in das schaurigste Elend gestürzt und die Erzeugungsfähigkeit des Tales äußerst herabgesetzt. Die dadurch verursachten Mißstände wurden durch die ärmlichen Bodenerträge nicht gehoben. Daher ging man notgedrungen damit um, vom Auslande her die Mittel zu beschaffen zur Heilung der tiefen Wunden, die des Schicksals Tücke dem Wirtschaftsleben des Puschlavertales zugefügt hatte.

Die Beziehungen, welche die Reformierten Puschlavs mit den Engadinern und Bergellern, ihren Glaubensbrüdern, unterhielten, die Erfolge, welche diese schon errungen, das alles gab ihnen den letzten Impuls zur Auswanderung.

Das Reislaufen sowie das Hinabziehen der Schuhflicker in das lombardische Tiefland hatte den wanderlustigen Auswanderern den Weg zum Teil schon geebnet, ihnen den Reichtum und den Überfluß des Fremdlandes vor Augen geführt; zugleich hatte es ihnen auch die Überzeugung beigebracht, daß sie wohl

imstande seien, den Wettkampf mit ihren Konkurrenten sowie alle Entbehrungen und Beschwerlichkeiten der Reise auf sich zu nehmen.

1. Nach Frankreich.⁷

Das durch die Gesittung und den Reichtum seiner Bewohner berühmte Frankreich war eines der ersten Länder, welche die Aufmerksamkeit der Puschlaver auf sich zogen. Schon Andreas Pozzi hatte um 1780 seine Schritte dahin gelenkt, aber das Schicksal hatte ihn für ein anderes Land bestimmt.

Der Mann, welcher den Puschlaver Auswanderern neue Wege bahnen sollte durch Errichtung des ersten Geschäftes, war Johann Jakob Matossi, Sohn des Lorenz, mit dem Beinamen „der Philosoph“. „Philosoph“ ist eine Bezeichnung, deren sich das Volk bedient, nicht etwa um einen gelehrten Schnüffler von Menschheitsproblemen, einen Schüler Platos oder Aristoteles, wohl aber um einen Menschen zu charakterisieren, der etwas Wunderliches, Originelles an sich hat, einen Menschen von scharfem Verstand und einer ganz außergewöhnlichen Handlungsweise. Ein solcher Mann war eben Matossi. Seine Reise nach Frankreich vollzog sich unter so merkwürdigen Umständen, daß sie den Stoff zu einem heroisch-komischen Epos liefern könnte.

Mit seiner Ehefrau, seinem Sohne Johann, geboren 1790, und seiner Tochter Maria Domenica, geboren 1798, machte er sich um 1800 herum, gänzlich mittellos, auf den Weg nach Frankreich. Seine einzige Hilfsquelle waren zwei Ziegen, die er längs des Weges weiden ließ, und deren Milch seine und seiner Familie Nahrung bildete. Unter tausend Entbehrungen und Abenteuern durchquerte er unbekannte Länder und Völkerschaften, überwand alle Beschwerlichkeiten der Reise mit wunderbarer Ausdauer und erreichte endlich Frankreich gesund und heil mit seiner Familie und seinen Ziegen. Er mied die großen Städte in jenen Zeiten beständiger Unruhe und Verwirrung und ließ sich in Agen nieder. Durch Arbeiten und Sparen kam er zu

⁷ Nach Mitteilungen v. Herrn Podestà Tomaso Lardelli, geb. den 2. März 1818, † den 25. April 1908, der als Berater vieler Puschlaver Familien, die Geschäfte in Frankreich und Spanien hatten, die Geschichte dieser Auswanderung wie kaum ein anderer kannte.

einem kleinen Barvermögen; mit Hilfe desselben eröffnete er eine Zuckerbäckerei und stieg allmählich zu Reichtum und Wohlstand empor.

Matossi war ein besonnener und pünktlicher Mann. Er führte sogar ein Tagebuch, in welchem er seine Reiseabenteuer und die wichtigsten Ereignisse, die sein Dasein getrübt oder erfreut, aufzeichnete: ein wertvolles Manuskript, das heute noch existiert. Der Erfolg Matossis zog viele Puschlaver nach Frankreich und die Auswanderung nach diesem Lande nahm mehr als jede andere einen merkwürdig raschen Aufschwung, so daß gegen 1820 „nach Frankreich ziehen“ im Puschlav gleichbedeutend war wie „in die Fremde ziehen“. Innert kurzem entstanden in fast allen Departementen Frankreichs, besonders in jenen des Nordens, Westens und des Zentrums, eine Reihe von Zuckerbäckereien, Kaffeewirtschaften, die von Puschlavern geführt wurden.

Auf die Auswanderung der Reformierten folgte später jene der Katholiken. Diese war jedoch nicht so sehr das Ergebnis eines wohlüberdachten und vorbereiteten Planes als vielmehr das Werk des Zufalls.

Gegen 1830 fand sich in Turin zufälligerweise ein Puschlaver, dessen Namen hier zu nennen belanglos ist. Der arme Mann war, wie man zu sagen pflegt, auf dem Trockenen. Er hatte unterwegs die paar Groschen, über die er noch verfügte, aufgezehrt und hatte nichts mehr zu nagen und zu beißen. In dieser furchtbaren Bedrängnis streckte der Arme seine Hand hilfesuchend einem herumziehenden Hausierer entgegen, der mit einer schweren Last religiöser und profaner Bilder durch die Straßen der Stadt zog. Nachdem dieser seinen neuen Freund von der Fußsohle bis zum Scheitel gehörig gemustert, sagte er zu ihm: „Guter Freund, du gefällst mir, ich will dir helfen; nimm den Korb mit diesen Bildern und zieh umher und verkaufe sie, den Gewinn teilen wir miteinander.“

Es schien dem armen Mann kaum faßbar, daß er so rasch Hilfe finden sollte; er ging auf den Vorschlag des Hausierers ein, lud sich den Korb auf die Schultern und begann die Runde. Die Not machte ihn erfinderisch; in kurzer Zeit hatte er die Ware an den Mann gebracht und kehrte zu seinem Meister zurück, der, mit seinem Erfolge zufrieden, ihm den wohlverdienten Lohn in klingender Münze aushändigte.

Wohlgemut wagte der Puschlaver am folgenden Tag den Handel von neuem. Das Glück war ihm hold und damit war seine Berufswahl entschieden: er wurde Hausierer. Das Geschäft war einträglich, und bald war der Mann so weit, daß er sich selbständig machen konnte. Er zog andere Puschlaver herbei und erweiterte sein Arbeitsfeld.

So kamen die Puschlaver von Piemont auch nach Frankreich hinüber, wo sie günstigere Lebensbedingungen fanden und sich niederließen. Zuerst durchzogen sie Frankreich als Hausierer mit religiösen Bildern, später eröffneten sie Geschäfte mit religiösen Gegenständen, optischen Instrumenten und ähnlichen Artikeln. Einige kehrten mit bedeutenden Vermögen heim, andere führen heute noch ihr Geschäft weiter, hauptsächlich in den südlichen Departementen.

Von Frankreich begaben sich manche der Ausgewanderten nach Algier, das damals von den französischen Waffen erobert worden war; sie trieben dort das Glaserhandwerk. Aber die Auswanderung dorthin hörte bald auf; es leben immerhin noch heute etliche Puschlaverbürger, die im schwarzen Erdteil das Licht der Welt erblickt haben.

Die Puschlaver wanderten von jeher mit Vorliebe nach Frankreich aus: vom Jahre 1862 bis 1892 wurden gegen 400 Pässe dorthin ausgestellt. Wenn man zu diesen Auswanderern noch jene hinzuzählt, welche, mit bloßem Heimatschein ausgerüstet, sich nach Frankreich begaben, so kommt man zum Ergebnis, daß innerhalb 30 Jahren mehr denn 600 Puschlaver ihr Glück in diesem gastlichen Land versuchten. Von jeher übte Frankreich und übt heute noch eine besondere Anziehungskraft auf die Puschlaver Auswanderer aus. Die Puschlaver, welche einen Teil ihres Lebens in Frankreich zugebracht haben, bewahren für dieses Land eine aufrichtige und tiefe Zuneigung; manche kämpften als Freiwillige auf seinen Schlachtfeldern und vergossen für dieses an den chinesischen Küsten und in Tonking ihr Blut.

Die Hinneigung zu Frankreich vermochte jedoch keineswegs die angeborene Heimatliebe zu verdrängen. Als ein französisches Gesetz bestimmte, daß die Kinder, welche in Frankreich geboren wurden und von einem ebenfalls in Frankreich geborenen Ausländer stammten, als französische Bürger zu betrachten seien,

da konnte man beobachten, wie Puschlaver ihre Frauen, welche der Niederkunft entgegensahen, in die Schweiz brachten, um den zu erwartenden Kindern das Anrecht auf das Schweizer Bürgerrecht zu wahren.

2. Nach Spanien.⁸

Wenn die Puschlaver bis nach Spanien vordrangen, so ist dies mehr dem Zufall als ihrer Absicht zuzuschreiben. Der erste Puschlaver, der seine Schritte nach Spanien hinlenkte, war Andreas Pozzi. Gegen 1780 war er nach Frankreich ausgewandert, um dort eine Zuckerbäckerei zu eröffnen. Aber er hatte, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung ohne den Wirt gemacht; der Wirt war in diesem Falle die französische Revolution. In beständige Kriege verwickelt, benötigte die Revolution Soldaten, und Pozzi wurde, vielleicht auch nicht gegen seinen Willen, rekrutiert und in das französische Heer eingereiht, das in Spanien operieren sollte. Er hatte so Gelegenheit, Spanien und die Spanier kennen und lieben zu lernen. Nach Beendigung des Krieges entledigte er sich jeder Verpflichtung gegenüber Frankreich, ließ sich in Spanien nieder und eröffnete in Bilbao eine Zuckerbäckerei. Doch war damit das Abenteuerleben Pozzis keineswegs zu Ende. Der Krieg zwischen Spanien und Frankreich brach mit erneuter Heftigkeit wieder aus und er, der zuerst in den Reihen der Franzosen gestritten hatte, ergriff nun die Waffen gegen sie. Darauf kehrte er nach Bilbao zurück, wo sein Geschäft einen raschen Aufschwung nahm; denn das Volk war ihm wegen seiner für Spanien geleisteten Kriegsdienste gewogen. Bald aber drohte ihm eine neue Gefahr. Man entdeckte nämlich, daß er ein Reformierter war und hinterbrachte es der spanischen Inquisition, die zu jener Zeit noch bestand. Ein schlichter Priester, dem Pozzi die Fastenspeisen für den Freitag lieferte, rettete ihn.

Wennschon die Umstände, unter denen Pozzi nach Spanien kam, einzigartige waren, so sind die Abenteuer, welche Lorenz Matossi, den hauptsächlichsten Begründer der Puschlaver Auswanderung nach der iberischen Halbinsel, dorthin führten, doch

⁸ Nach Mitteilungen von Herrn Podestà Tomaso Lardelli.

noch merkwürdiger. Er war der Sohn des „Philosophen“ Johann Jakob Matossi, welcher den Puschlavern als erster in Frankreich ein neues Arbeitsfeld erschloß. In Agen aufgewachsen, wurde er von seinem Vater nach Poschiavo gebracht, damit er dort die Sprache seiner Väter sprechen und sein Heimattal lieben lerne. Kaum fünfzehnjährig, siedelte er dann nach Chur über, wo er dem Willen seines Vaters gemäß das Handwerk eines Sattlers erlernen sollte. Er war aber zu sehr vom Geiste der Unabhängigkeit beseelt, ein Kind, das nach seinem eigenen Kopfe leben wollte, und es war ihm eine Qual, ein Handwerk erlernen zu müssen, zu dem er keine Neigung besaß. Eines Tages wollte ihm sein Meister gehörig ins Gewissen reden. Obwohl es im Innern unseres Lorenz kochte, beherrschte er sich und schwieg wohlweislich. Kaum war aber die Nacht angebrochen, da packte er seine Siebensachen in ein Bündel zusammen und machte sich, ohne das Geringste merken zu lassen, auf und davon. Damals hatte man noch keine Telegraphen, und so konnte unser Flüchtling bis nach Ponte im Engadin gelangen, ohne irgendwie behelligt zu werden. Als er die Innbrücke erreichte und sein Groll auf der beschwerlichen Reise allmählich verbraucht war, begann er über sein Geschick nachzusinnen. Was tun? Nach Poschiavo weiterziehen, das hieße sich jenen freiwillig ausliefern, die ihm sein leichtfertiges Durchbrennen wohl teuer zu stehen kommen ließen. Es blieb nichts anderes übrig, als sich dem ungewissen Schicksal zu überlassen. Ein in der Blüte des Lebens stehender junger Mann ist selbst in den schwierigsten Augenblicken zu verwegen und zuversichtlich, als daß er den Glauben an sein Glück preisgäbe. „Mutig vorwärts also!“ ermunterte sich Matossi, zog weiter das Innufer entlang und erreichte schließlich das Österreichische, indem er sich bald durch Arbeiten, bald durch Betteln den notwendigen Lebensunterhalt verschaffte oder sich auch durchhungerte. Da überkam ihn auf einmal das Verlangen, Wien zu sehen, und sofort machte er sich auf den Weg dahin. Unterwegs mußte er unsägliche Entbehrungen ausstehen, da er sich fast immer auf dem Trockenen befand; aber selbst wenn ihm der Geldvorrat ausging, schwanden Mut und Ausdauer nicht. Schließlich erreichte er das Ziel seiner Wünsche. Nun dachte er zurück an all das, was er einst von dieser Stadt erzählen gehört hatte und erinnerte

sich auch, daß dort eine Familie Gritti, ursprünglich aus Brusio, wohne. Seine Nachforschungen wurden mit Erfolg gekrönt. Er stellte sich Gritti persönlich vor und ging ihn um Hilfe an. Gritti fand Gefallen an dem mutvollen und geschickten Handeln des Burschen, und er nahm ihn in sein Haus auf unter der Bedingung, daß er bereit sei, die Kunst des Zuckerbäckers zu erlernen und daß er sich gut aufführe. Matossi ging darauf ein und verhielt sich so vorzüglich, daß sein Meister ihm auf Neujahr ein hübsches Geschenk versprach. Matossi freute sich auf ein großartiges Geschenk und sehnte jenen glücklichen Tag herbei. Der Tag kam und sein Meister gab ihm zum Geschenk — ein Paar Hosen aus Gemshaut. Welch eine Enttäuschung für den jungen Matossi, der etwas ganz anderes erwartet hatte! Um jedoch beim Meister nicht in Ungnade zu fallen, zog er, wenn auch mit Widerwillen, die verwünschten Hosen an.

Inzwischen war zwischen Österreich und Frankreich ein Krieg ausgebrochen; Wien wurde von den siegreichen Franzosen bedroht. Wie es in solch furchtbaren Augenblicken, in denen es sich um Sein oder Nichtsein einer Nation handelt, zu geschehen pflegt, strengte sich auch Österreich zum äußersten an und erließ Befehl zu einer allgemeinen Aushebung: Matossi wurde Soldat. Vielleicht trieb ihn zu diesem Beruf die Sucht nach Neuem und das Verlangen, den engen Geschäftsraum mit der schönen, weiten Welt zu vertauschen. Die frisch ausgehobenen österreichischen Soldaten fanden bald Gelegenheit, sich mit den Franzmännern zu messen. Da sie jedoch erst seit kurzem die Waffen handhabten, widerstanden sie dem Anprall der im Kriegshandwerk geschulten und abgehärteten Feinde nicht: Matossi wurde von den Franzosen gefangen genommen.

Wohl jammerten die Besiegten, die Sieger aber befanden sich in Verlegenheit, da es ihnen in diesem fremden Lande an Dolmetschern fehlte und sie deshalb nicht mit der notwendigen Raschheit mit den Besiegten verkehren konnten. Daher wurde die gefangene österreichische Mannschaft einer Musterung unterzogen und alle, die des Französischen kundig waren, wurden ausgezogen und zu Dolmetschern bestimmt. Matossi, der diese in Frankreich erlernte Sprache in Wort und Schrift geläufig handhabte, war unter den Ausgezogenen. Er wurde dem Dienste des Generals David beigegeben, und nun begann für ihn eine Zeit

reinsten Schlaraffenlebens; sein neuer Herr war kein Soldatenschinder.

Mit heller Freude erzählte Matossi noch in seinen alten Tagen, wie jener General, so oft er auf deutsch gefragt wurde, auf den jungen Dolmetsch mit dem Finger hinwies und zu sagen pflegte: „Ce bougre-là vous répondra.“

Als der Krieg zu Ende war, nannte Matossi ein schönes Häufchen Goldstücke sein eigen, und da es ihm nicht gefiel, in den Dienst eines Meisters zurückzukehren, der bloß Hosen aus Gemshaut zu schenken wußte, so begann er ein Leben der Untätigkeit. Doch eines schönen, d. h. eines traurigen Tages mußte er zu seinem Ärger wahrnehmen, daß sein Vorrat an Goldstücken geschwunden war. Was nun? Er entsann sich, wie er einst beim Vater die Kunst des Zuckerbäckers gelernt hatte und wie er jetzt bei ihm in Agen Aushilfe leisten könnte. Er machte sich kurz entschlossen auf den Weg zu ihm.

Unterwegs traf er zufällig mit einem Schweizer, namens Welti, einem abenteuerlustigen Jungen, zusammen. Er schloß mit ihm Freundschaft und zog ihn mit sich. Als die beiden jedoch in Agen ankamen, fanden sie einen ganz andern Empfang, als sie erwartet hatten. Wie der alte Matossi seinen Sohn Lorenz wieder vor seine Augen treten sah, betrachtete er ihn mit finstern Blicke, warf ihm seine Flucht aus Chur vor, schalt ihn einen losen Jungen und wollte ihn nicht mehr in seiner Nähe haben. Dieser Mißerfolg machte die beiden nicht mißmutig. Sie taten sich noch inniger zusammen, und rasch entschlossen nahmen sie den Weg nach Spanien unter die Füße und erreichten nach langem Wandern Bilbao.

Welti war von Beruf Kunstschreiner und, da er in seinem Fache sehr tüchtig war, hatte er sich bald ein bescheidenes Kapital zusammengespart. Matossi eröffnete nun mit Hilfe des oben erwähnten Pozzi eine Zuckerbäckerei. Das Geschäft erfreute sich eines regen Betriebes, so daß alsbald Hilfe nötig wurde. Man ließ Bernhard Semadeni, den Matossi von früher her als einen fleißigen und strebsamen Jüngling kannte, aus Poschiavo kommen. Die drei vereinigten sich nun zu einer Genossenschaft. Ihr Haupt war der scharfsinnige Matossi, ihr nimmermüder Arm Semadeni, während Welti dem Ganzen Lebenskraft und Lebensfähigkeit verlieh durch die ihm zur Verfügung stehenden Geldmittel.

Das Unternehmen gedieh, und bald verleitete sein gutes Gelingen viele andere zu ähnlichen Versuchen. So entstand jenes große Netz von Zuckerbäckereien, Kaffeewirtschaften und Bierrestaurants, das sich über ganz Spanien erstreckt. — Von Spanien drangen die Puschlaver nach Portugal vor, und heute ist die ganze iberische Halbinsel von Barcelona bis Oporto, von Santander bis Alicante von solchen Geschäften übersät, denen viele Familien Puschlavs ihren Wohlstand verdanken.

Als eine merkwürdige Tatsache verdient hervorgehoben zu werden, daß die katholischen Puschlaver im katholischen Spanien nicht Fuß fassen konnten und daß fast alle dort entstandenen Geschäfte in Händen von Reformierten sind.

In den 30 Jahren vor 1893 wurden an die 250 Pässe nach Spanien und Portugal gelöst. Diese Ziffer gibt aber noch keinen richtigen Begriff von der Zahl der dorthin Ausgewanderten; denn nicht wenige begaben sich dorthin, mit dem bloßen Heimatscheine ausgerüstet, andere reisten fort, ohne das Zivilstandsamt irgendwie zu behelligen.

3. Nach dem Norden.⁹

Während die meisten Puschlaver Auswanderer Frankreich und Spanien zum Ziel ihrer Wanderschaft machten, lenkten andere ihre Schritte zum rauhen Norden hin. Die Veranlassung zu dieser Auswanderung gaben die Engadiner. Diese führten in den größeren Städten Deutschlands bestbekannte Kaffeerestaurants, in denen die Elite der deutschen Militäraristokratie heitere Abende verbrachte. Es war ganz natürlich, daß auch die Puschlaver ihr Glück im Norden versuchen wollten, nachdem ihre Nachbarn dort einen so schönen Erfolg errungen. Ihre Erwartungen gingen nicht fehl. Die Auswanderung nach dem Norden nahm schon bei ihrem Beginne einen großartigen Aufschwung, so daß es schien, als wolle sie gleich alle überschüssigen Kräfte Puschlavs nach dem Norden ziehen. Einige Jahre später dehnte sie sich über Polen, das damals noch ein unabhängiger Staat war, über Rußland, Deutschland und Dänemark aus. Der Geist des gegenseitigen Zusammenhaltens und Zu-

⁹ Nach Mitteilungen des Herrn Pietro Mini, Enkel des Jakob Mini, welcher ein Bruder des Jeremias war, von dem hier die Rede ist.

sammenarbeitens, der die Puschlaver Auswanderer beseelte, steigerte ihre Tatkraft und Unternehmungslust. In wenigen Jahren erstanden zahlreiche Geschäfte in Gegenden und an Orten, die durch ihre Entfernung oder durch die Verschiedenheit der Sitten und der Sprache weit voneinander abstanden.

Den Anfang zur Auswanderung nach dem Norden gaben die Brüder Jeremias und Johann Andreas Mini. Gegen 1770 war Jeremias Mini nach dem nördlichen Polen gezogen und hatte in Warschau eine Zuckerbäckerei errichtet. Diese war nicht etwa ein großangelegtes Geschäft, mit weiten Verkaufsräumen und leuchtenden Schaufenstern, sondern nur ein kleiner Laden, wie man solche zu jener Zeit viele fand. Es stand im Verhältnis zu den kargen Mitteln, über die Mini bei Beginn seiner Laufbahn verfügte. Man erzählt sogar, die Backstube sei so eng gewesen, daß man jedesmal, wenn man das Backwerk mittelst des Schubrettes aus dem Backofen ziehen wollte, zuerst die Ladentüre öffnen mußte. Trotz seiner Unansehnlichkeit war das Geschäft einträglich.

Nach Gründung dieses Geschäftes dehnte Jeremias sein Gewerbe weiter aus, um auch seinen Landsleuten Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Er überließ das guteingeführte Geschäft in Warschau seinem Bruder Johann Andreas und gründete in Krakau ein zweites Geschäft; später zog er auch seinen Bruder Jakob, der damals in Dalmatien weilte, sowie andere Puschlaver zur Mitarbeit herbei. Das Gewerbe nahm einen solchen Aufschwung, daß im Jahre 1787 Paganino und Anton Cortesi, Jeremias, Johann Andreas und Jakob Mini und Johann Jakob Olgiati in Danzig, Warschau, Krakau, Lublin und Pultusk (?) Geschäfte besaßen. Johann Jakob Olgiati ließ sich dauernd in Polen nieder und erwarb sich dort das Bürgerrecht. So wurde für ihn, wie für viele andere, jenes Land, das ihm Arbeit und Verdienst und damit ein gesichertes Dasein bot, zur neuen Heimat.

Nach vollzogener Vereinigung Polens mit Rußland zerstreuten sich die Puschlaver über den ganzen südlichen Teil jenes ungeheuren Reiches und drangen sogar bis nach dem entlegenen Odessa vor. Später kamen sie bis in das Innere Rußlands; in den letzten Jahren zogen sie südwärts und erreichten sogar Rumänien. — Es ist staunenerregend, welch rege Tätig-

keit die Puschlaver bei ihrem Vordringen in den hohen Norden entfalteten. Nicht zufrieden damit, in Warschau und Krakau Geschäfte zu besitzen, zog Paganino Cortesi nach Frankreich und errichtete in Bayonne ein drittes Geschäft, während die Mini bis Dänemark vordrangen.

Es war im Jahre 1802. Die Zeiten standen im Zeichen des Sturmes. Die wilden Kriege, die durch die ehrgeizigen Pläne Napoleons heraufbeschworen worden waren, hielten ganz Europa in Erregung. Jeremias Mini, der sich mit einem gewissen Cloetta aus Bergün und den zwei Engadinern Aporta und Gianella zusammengetan hatte, wandte sich Dänemark zu, das von den damaligen Kriegswirren am wenigsten bedroht war.

Kopenhagen war schon damals eine reiche Stadt und genoß als Stapelplatz jener Schiffe, die zwischen dem Baltischen Meere und der Nordsee verkehrten, eine große Bedeutung. So wurde denn beschlossen, in dieser Stadt ein Geschäft zu errichten. Und die Wahl hätte nicht besser ausfallen können. Unter der tätigen und klugen Leitung Minis gedieh das Geschäft und was noch mehr heißen will, es trug bedeutenden Gewinn ein, sodaß Jeremias, der seinen Bruder Jakob berufen hatte, heimkehren und seinen Lebensabend in ungetrübter Ruhe genießen konnte. Jakob, der zur Führung des Geschäftes zurückgeblieben war, kehrte nicht mehr heim, sondern beschloß seine Lebens-tage in Kopenhagen im Jahre 1847. Das 1802 dort eröffnete Kaffeerestaurant besteht heute noch.

Im Jahre 1842 eröffneten die Mini in Kopenhagen eine Likörfabrik, die meines Wissens das einzige dort noch im Besitze von Puschlavern befindliche Geschäft ist, da das oben erwähnte Kaffeerestaurant von den Mini den Gianella, die Nachkommen des früheren Mitinhabers des Geschäftes waren, überlassen wurde. Um die Auswanderung nach Dänemark hat sich in hervorragender Weise die Familie Mini verdient gemacht; man trifft heute außer den Mini dort nur noch zwei Puschlaver, einen Menghini und einen Crameri an.

Beinahe völlig erfolglos blieb die Auswanderung der Puschlaver nach Deutschland. Immerhin betrieben sie in Danzig ein Geschäft und versuchten, sich auch in Berlin einzunisten. Das Verdienst eines solchen Versuches kommt der Familie Ragazzi zu. Doch wollten die geschäftlichen Beziehungen, welche

die Puschlaver in Berlin einzugehen versuchten, zu keinem Ergebnis führen, und so war denn dieser Versuch für die Puschlaver Auswanderung von keinerlei Bedeutung. Die Puschlaver konnten in Deutschland nie festen Fuß fassen; auch das Geschäft in Danzig hatte nur eine kurze Lebensdauer. Als Gründe dieses Mißerfolges wüßte ich nur zwei anzuführen: ein erster Grund lag wohl in der Tatsache, daß die Deutschen durchwegs gut gebildet sind, sodaß die Puschlaver die Überlegenheit der Bildung ihnen gegenüber wie in den übrigen Ländern Europas nicht geltend machen konnten. Ein zweiter Grund wäre in der natürlichen Genügsamkeit jenes Volkes zu suchen, das, wenigstens damals, die Liköre kaum kannte, wenssichon es dem Bier nicht abhold war. Vielleicht könnte zu diesen zwei Gründen noch ein dritter hinzugefügt werden, nämlich die relative Armut jenes Volkes. Da unter diesen Umständen kein großer Gewinn zu erhoffen war, fanden es die Puschlaver für ratsamer, sich von diesem Lande fernzuhalten. — Was bezüglich Deutschland erwähnt wurde, gilt in gleicher Weise auch für Österreich. Mit Ausnahme einiger Geschäftsgründungen in Triest und in Dalmatiën, war in diesem damals noch so ausgedehnten Reiche nichts zu unternehmen. Es ist jedoch zu bemerken, daß in den letzten Jahren neuerdings Versuche gemacht wurden, so einer in Marienbad und ein anderer in Ungarn.

Die Auswanderung der Puschlaver nach dem Norden während der 30 Jahre vor 1893 weist folgende Zahlen auf: Polen und Rußland 185 Pässe, Dänemark 13, Deutschland 40, Österreich-Ungarn 29, Rumänien 3.

Fortsetzung folgt.

Eine unedierte Savier-Urkunde.

Mitgeteilt von Ingenieur W. Derichsweiler, Zürich.

Martin Schocher verpachtet dem Flurin Brunolt aus Obersaxen sein Widernsgut und das Gademli in Camana, beide in Savien.

1464.

Ich, Martin Schocher in Savia gesessen tuon kunt vnd yerjech öffentlich mit disem brieff für mich vnd min erbn, ob ich nit / wär, daß ich schuldig bin vnd geben sol dem erbarn knecht Flurin Brunolt¹ am Übersaxen zuo Punt² gesessen vnd sinen / erbn, ob er nit wär zechen